
Fünf Tage bis Nikolaus

Wie ein in Stein gemeißeltes Denkmal saß er auf dem alten Küchenstuhl und starrte auf das Fenster zum Hof. Es war ein kalter, lebloser Blick. Wäre jetzt noch jemand im Zimmer gewesen und hätte Nikolai so sitzen sehen, dann dächte diese Person mit Sicherheit, Nikolais Seele sei seinem Körper entfliegen und befände sich an einem weit, weit entfernten Ort. Aber da war kein Mensch außer ihm in der Altstadtwohnung im ersten Stock. Die Kinder waren längst schon aus dem Haus und die Frau starb vor fünf Jahren nach kurzer schwerer Krankheit. Im Grunde genommen war die Wohnung für Nikolai Clausinsky viel zu groß, aber er hatte ein halbes Leben darin verbracht und viele Erinnerungen, schöne und traurige, steckten in dieser Wohnung. Herr Clausinsky kam einst aus Polen in unsere kleine Stadt, die ihm zur neuen Heimat wurde. Ein tragischer Arbeitsunfall vor acht Jahren verurteilte den aktiven und arbeitsfreudigen Mann zu einem Frührentnerdasein. Clausinsky saß schon seit dem Frühstück auf diesem Stuhl in jener Küche, deren Design aus den achtziger Jahren des Zwanzigsten Jahrhunderts stammte, und starrte aus dem Fenster. Aber nicht weil die Aussicht so atemberaubend schön gewesen wäre, ganz im Gegenteil, da draußen wartete nur ein kalter grauer Wintertag. Eine Warmfront hatte rechtzeitig zum ersten Advent die glitzernd weiße Schneelandschaft hinweggerafft. Übrig geblieben waren Matsch und Moder. Der trübe Himmel, der von hellgrau wie trockener Sand bis hin zu dunkelgrau wie nasser Asphalt täglich variierte, ließ eisig kalten Nieselregen auf die Erde fallen. Das perfekte Wetter für Depressive. Im Grunde war Nikolai Clausinsky ein fröhlicher Mensch, einer der in der ganzen Nachbarschaft ob seiner Freundlichkeit und Hilfsbereitschaft beliebt war. Aber seit Tagen

drückte eine Ungewissheit auf sein Gemüt. Wie schon gestern und vorgestern verbrachte er auch diesen Vormittag auf seinem Küchenstuhl und beobachtete das Treiben auf der Straße. Es war der Postbote, auf den er so sehnsüchtig wartete. Genau genommen war es ein Brief, den der Zusteller bringen sollte. In der Küche herrschte absolute Ruhe, nur das Ticktack der alten Küchenuhr überlagerte die Stille in monotoner Weise. Manchmal unterbrach Straßenlärm, der durch das Küchenfenster drang, die bedrückende Eintönigkeit. Endlich sah er den Postboten die Straße entlang kommen. Jetzt noch wenige Minuten und die Ungewissheit würde hoffentlich ein Ende haben. Clausinsky erhob sich von dem Küchenstuhl, immer noch in Pyjama und Morgenmantel, und humpelte dem Briefkasten entgegen. Seit seinem Arbeitsunfall hatte er ein steifes Knie. Sichtlich enttäuscht kam er mit einem Paken Werbeprospekte in die Küche zurück, den er dann leicht verärgert auf den Küchentisch warf, worauf ein dumpfer Knall durch Küche und Diele hallte. Der erhoffte Brief war wieder nicht dabei. So langsam wurde Nikolai nervös, denn man zählte nur noch fünf Tage bis Nikolaus. Seit sechs Jahren bekleidete er das Amt des offiziellen Nikolaus der Stadt. Damals, als die Stadtverwaltung einen Nikolausdarsteller für ihre Weihnachtsveranstaltungen suchte, hatte er alle Konkurrenten hinter sich gelassen. Mit seiner stattlichen Figur, seinem lockigen weißen Haar, den voluminösen roten Backen und der leicht angedeuteten Knollennase. Trotz seiner Behinderung, oder vielleicht auch gerade wegen seiner Behinderung, man weiß es nicht, hatte sich die Stadtverwaltung damals für ihn entschieden. Eventuell war es auch der leicht slawische Akzent, der den Ausschlag gab. Seit dem wurde er regelmäßig jedes Jahr von der Stadt beauftragt, von Sankt Nikolaus bis Heiligabend bei den städtischen Veranstaltungen als Weihnachtsmann aufzutreten. Nur in diesem Jahr kam kein Brief von der Stadtverwaltung. Clausinsky nahm dieses Ehrenamt sehr ernst. Er investierte damals selbst viel Geld in eine professionelle Nikolaus Ausrüstung, da ihm die von der Stadt gestellten Utensilien nicht würdig genug erschienen. Nikolai

verkörperte den heiligen Nikolaus mit Respekt und Stolz. Jedenfalls gab es in all den Jahren keine einzige Beschwerde. Deshalb konnte er auch nicht verstehen, weshalb er dieses Jahr noch überhaupt kein Jota von der Stadtverwaltung gehört oder gelesen hatte. Immerhin waren es nur noch fünf Tage bis Nikolaus. Seit Mai regierte ein neuer Bürgermeister in der Stadt und vielleicht, so reimte sich Nikolai Gründe für seine Nichtbestellung zusammen, hatte das neue Stadtoberhaupt einen Bekannten, der einen kennt, der selbst gern Nikolaus wäre. Oder womöglich ist die Stelle dem Sparzwang zum Opfer gefallen, denn die öffentlichen Kassen waren, wie in vielen anderen Gemeinden, leer. Doch wenn das so wäre, dann hätte er darüber bestimmt in der lokalen Zeitung gelesen. Ob sich vielleicht doch jemand über ihn beschwert hatte? Gelegentlich hatte er unartige Kinder schon recht forsch zurechtgewiesen. Abgesehen davon, dass er die Rolle als Sankt Nikolaus mit großer Freude spielte, brachte ihm das Ganze auch einen bescheidenen Zusatzverdienst ein, den er ungern missen mochte. Seine Rente reichte so gerade für das Nötigste und mit dem Honorar als Nikolaus wurden die Weihnachtsgeschenke für seine Enkelkinder finanziert und einen kleinen Teil investierte er in ein eigenes Geschenk. Schließlich blieb die Ungewissheit auch fünf Tage vor Nikolaus. Herr Clausinsky verrichtete wie immer seine täglichen Routinearbeiten und grübelte weiter über mögliche Gründe seiner Abwahl.

Kater Siegfrieds unheimliche Begegnung

Es war diese Zeit im Jahr, in der die Zweibeiner ihre Höhle außergewöhnlich prächtig herausgeputzt hatten. Sie waren oft damit beschäftigt, ganz scheußlich riechende Dinger in das heiße Loch an der Wand zu schieben. In ihrer Sprache nannten sie die Teile Weihnachtsplätzchen und zu Siegis Verwunderung schmeckte ihnen das Zeug auch noch. Siegi hatte natürlich in einem günstigen Moment, als das Zweibeinerweibchen gerade kurz die Küche verlassen hatte, an dem Rohmaterial für diese Plätzchen genascht. Es war auch die Zeit, in der keiner der Zweibeiner mit Siegi spielen oder schmusen wollte, da sie alle so sehr mit anderen Arbeiten beschäftigt waren. Seine Mama sagte, das sei die Adventszeit. Siegi, eigentlich Siegfried vom Haseltal, war ein junger Kater von der Rasse Deutsches Kurzhaar. Sein Fell war weiß mit schwarzen Flecken, manche behaupteten auch, es sei schwarz mit weißen Flecken. Siegi mochte diese Jahreszeit nicht besonders. Draußen war es kalt und nass und es wurde früh dunkel. Es war jetzt nicht das erste Mal, dass Siegi Schnee zu sehen und zu fühlen bekam. Er hatte schon einen Winter überstanden, aber da war er noch ein Katzenkind und durfte nur selten ins Freie. Außerdem war immer jemand als Aufpasser mit dabei, entweder seine Mama oder das Kind der Zweibeiner. Aber jetzt war Siegi ein junger, ungestümer und ungemein neugieriger Kater geworden, der keine Aufpasser mehr nötig hatte. Also verließ er heute schon früh die warme Höhle der Zweibeiner, aber nicht ohne vorher ausgiebig gefrühstückt zu haben. Er hatte seine Freude an dem frisch gefallenen Pulverschnee. Mit schnellem Anlauf, wie ein olympischer Athlet, sprang er mit voller Wucht in die weiße Pracht, sodass die Schneekristalle nur so spritzten und wie kleine, in der Sonne glänzende Diamanten wieder auf ihn herab regneten. Bald war er rundum mit Schnee bedeckt. Dann fand der junge Kater eine Stelle mit gefrorenem altem Schnee. Hier ließen sich tolle Spielzeuge herausbrechen, die man in die Luft

werfen, oder auf dem vereisten und rutschigen Boden dahinschleudern konnte, um sie dann gleich wieder einzufangen. So verging die Zeit wie im Flug und Siegi vergaß sogar das Mittagessen. Herumtoben macht müde und so legte sich Siegi gemütlich auf die Bank vor der Wohnhöhle, welche die Zweibeiner Haus nannten, und ließ sich die immer noch warme Wintersonne auf den Pelz scheinen. Die laute, schrille Stimme der Zweibeinerfrau unterbrach seinen wohlverdienten Mittagsschlaf. Inzwischen war es Abend geworden, und alle anderen Katzen folgten bereitwillig dem Ruf der Zweibeinerin und liefen in die Höhle. Als letzte überquerte seine Mama, die schwarze Barbara, die Türschwelle und drehte sich dabei nach Siegi um und rief ihm zu: „Komm sofort mit rein. Die Tür wird jetzt geschlossen, und wenn du nicht auf der Stelle hereinkommst, dann musst du die ganze Nacht da draußen verbringen.“ Aber so ein junger halbstarker Kater wie Siegi machte natürlich genau das Gegenteil von dem, was seine Mutter sagte. „Ich bleibe noch eine Weile draußen. Keine Angst Mama, ich komme schon irgendwie rein“, rief er seiner Mutter zu, als diese hinter der Türe verschwand. Dann schloss sich das Tor zur Höhle der Zweibeiner.

Siegi machte das vorerst keine Sorgen. Er hatte einige Spatzen entdeckt, die im schummrigen Licht der Abenddämmerung noch die letzten Körner aus dem Futterhäuschen pickten. Spatzen ärgern machte riesen Spaß, die schimpften so schön, während sie von Ast zu Ast flatterten. Siegi hatte in seinem Leben nur ein einziges Mal einen Vogel totgebissen. Das war für beide kein schönes Erlebnis, denn Siegi hatte den Mund voller Federn und wäre beinahe an einer erstickt, und zudem schmeckte Vogelfleisch überhaupt nicht gut. Es ist aber auch nichts dran an so einem Piepmatz, nur Federn und Knochen. Aber ab und zu Vögel ärgern, das musste schon sein. Doch es war nur ein kurzer Spaß, denn die Spatzen flogen schnell davon in ihr nächtliches Versteck und ließen Siegi ganz allein am

Vogelhäuschen zurück. „Blöde Spatzen“, rief ihnen Siegi nach und warf ein, „solche Spielverderber“, hinterher. Ihm war jetzt kalt und langweilig und Hunger bekam er auch. Also lief er zurück zu der Haustür, die immer noch zu war. So sehr er sich auch mit ganzer Kraft gegen das, im Vergleich zu ihm, riesige hölzerne Monster stemmte, das blöde Ding wollte einfach nicht aufgehen. Siegi begann, an der Tür zu kratzen. Gleichzeitig rief er nach seiner Mama und nach dem Zweibeinerkind, was sich in den Ohren der Zweibeiner wie „Miau, miau“ anhörte. Siegi hätte auf seine Mama hören sollen, denn so laut er auch schrie und so kräftig er auch kratzte, die Tür blieb verschlossen.

Der Rentierschlitten

Alle Jahre wieder kurz vor dem ersten Advent überkam Rinaldo dieses unbehagliche Gefühl. Am liebsten würde er sich in Luft auflösen, und erst an Heiligabend wieder erscheinen. Rinaldo war schließlich italienischer Abstammung und katholisch, wieso sollte er da Weihnachten nicht mögen. Das wahre und echte Weihnachten, das liebte er in der Tat, aber das kommerzielle Weihnachten und ganz besonders die vier Wochen davor, die bereiteten ihm jedes Jahr viel Kummer. Und daran war seine Freundin und Langzeitverlobte, die Roswitha, nicht ganz unschuldig. Rinaldo war zwar biologisch Italiener, im Geiste aber war er ein waschechter Bayer. Roswitha war im Gegenteil zwar Münchenerin in fünfter Generation, aber in ihrem Herzen war sie Italienerin. Dieser Gegensatz führte in ihrer seltsamen Beziehung des Öfteren zu Spannungen. Was nun die Adventszeit anbelangte war Roswitha weder bayrisch noch italienisch, da mutierte sie zu einer amerikanischen Provinzstadtdiva. Rinaldo war Mitte dreißig und arbeitete bei der Stadt im Büro für Abfallwirtschaft. Roswitha war ein Jahr jünger und Teamassistentin in einem Hightech-Unternehmen. Er wohnte in der Nähe vom Ostbahnhof, und sie im Westen in Sendling. Sie waren nun schon über zehn Jahre ein Paar, aber sie trauten sich nicht, ihre harmonische Beziehung durch Heirat und gemeinsame Wohnung aufs Spiel zu setzen.

Jedes Jahr, am Samstag vor dem ersten Advent stand Roswitha mit einem riesigen Umzugskarton voll mit Dekorationsmaterial vor Rinaldos Tür. Das war so sicher, wie Heiligabend am 24. Dezember ist. Sie war nämlich der Überzeugung, dass er nicht fähig wäre, seine Wohnung für Weihnachten stilgerecht zu schmücken. Rinaldo hätte ein einfacher Adventskranz aus Nadelholzzweigen mit vier roten Kerzen vollkommen ausgereicht, aber Roswitha wollte mehr, viel

mehr. So bekam jedes Zimmer, abgesehen von der Toilette, seinen eigenen Adventskranz. In jeder Fensterscheibe hing irgendein Stern, eine Schneeflocke, oder eine Weihnachts-mannsilhouette und die meisten davon waren auch noch elektrisch beleuchtet. Sogar am Kopfende vom Bett befestigte sie eine Lichterkette. Auf dem Wohnzimmertisch verströmte eine Duftlampe den Geruch von Lebkuchen, und auf den Esstisch in der Küche hatte sie so viele Kiefernzapfen und riesige Kerzen aufgestellt, dass kaum noch Platz für das Essen blieb. Rinaldo fühlte sich nutzlos und dauernd im Weg, aber er durfte die Wohnung auch nicht verlassen während Roswitha dekorierte, denn sie brauchte stets eine Bestätigung ihrer hervorragenden Fähigkeiten als Weihnachts-dekorateurin. Wie sie nun so Zimmer für Zimmer auf Weihnachten getrimmt hatte, bemerkte sie, dass auf dem Balkon noch das gewisse Etwas fehlte. Rinaldo konnte diese Einschätzung zwar nicht teilen, stimmte aber wie so oft Roswithas Meinung zu. Sie schwärmte von einem Rentierschlitten, den sie in einem Werbeprospekt aus der Zeitung gesehen hatte. Ihrer Einschätzung nach wäre dieser wie geschaffen für Rinaldos Balkon. Leider wusste sie nicht mehr, von welchem Händler der Prospekt war.

Und sie sprechen doch

Schon steht wieder ein Weihnachtsfest vor der Tür, und wenn ich all die vielen Weihnachtsfeste in meinem Leben, die Schönen und die Traurigen, gegeneinander abwäge, dann überwiegen die Schönen bei Weitem. Allzu viele Weihnachten werde ich wohl nicht mehr erleben, bis ich das Christkind persönlich besuchen komme, deshalb versuche ich, jedes einzelne so gut es geht zu genießen. Von Jahr zu Jahr werden leider die lieben Menschen weniger, mit denen ich Weihnachten feiern kann. Um noch bestehende falsche Eindrücke auszuräumen, ich liebe Weihnachten. Jedes Mal freue ich mich wie ein Kind, wenn ich die erste Kerze an meinem Adventskranz anzünden darf, oder das erste Türchen von meinem Adventskalender öffnen kann. Ich liebe es, abends durch die weihnachtlich geschmückten Gassen zu gehen und mich an den bunten Lichtern in den Fenstern und Vorgärten zu erfreuen. Ich sehe mir gerne die unzähligen Kunstwerke auf dem Christkindlesmarkt an, auch wenn das meiste in Wirklichkeit nur Ramsch ist, und inhaliere den Duft von Glühwein und Bratwurst. Vom ersten Advent bis zum Dreikönigsfest erklingen in meiner Wohnung Weihnachtslieder, egal ob traditionelle Volkskunst oder moderner Pop. Ich liebe es, in den Weihnachtsabteilungen der Kaufhäuser zu stöbern.

An den stillen Tagen vor Weihnachten kommt oft die Erinnerung an vergangene Weihnachtsfeste. An eines denke ich besonders oft und gerne zurück, obwohl seitdem schon viele, viele Jahre ins Land gegangen sind. In jenem Jahr bekam ich das schönste und überraschendste Geschenk meines Lebens. Ich war damals ein kleiner Junge von fünf oder sechs Jahren. Meine Eltern und Großeltern hatten einen kleinen Bauernhof, fast so, wie man ihn aus alten Kinderbüchern kennt. Mit Kühen und Schweinen, Hühnern

und Gänsen, einem Hofhund und einigen Katzen. Wir waren vier Geschwister, zwei Buben und zwei Mädchen, und ich war der Jüngste. Am Abend vor der Heiligen Nacht war, wie jedes Jahr, große Körperpflege angesagt. Nun darf man sich das nicht so vorstellen, als dass man im Badezimmer einfach das warme Wasser aufdreht und in die Badewanne steigt. Die Bauernhäuser in der damaligen Zeit hatten in der Mehrzahl kein extra Badezimmer, sondern in der kalten Jahreszeit wurde einfach die Küche zweckentfremdet. Das bot sich förmlich an, denn dort war der einzig Wasserhahn im Haus, einmal abgesehen vom Kuhstall, und es war ein Abfluss für das Schmutzwasser vorhanden. Auf dem Herd konnte das Warmwasser für die Badewanne in einem riesigen Kessel erwärmt werden, wodurch folglich gleichzeitig das ganze Zimmer aufgeheizt wurde, fast wie eine Sauna. Und das geschah nicht etwa um 1910, nein das spielte sich in den sechziger Jahren des Zwanzigsten Jahrhunderts ab. Die Badewanne selbst war aus verzinktem Blech und mobil. Wenn es dann wieder einmal an der Zeit war, dass der Nachwuchs gebadet werden sollte, was normalerweise jeden Samstag der Fall war, und in Ausnahmefällen vor Ostern und vor Weihnachten, schleppte der Vater die Badewanne von der Scheune in die Küche. Wir Kinder freuten uns nicht immer, ehrlich gesagt eher selten, auf diesen Badetag. Die Mädchen mochten das warme Vollbad in der Regel lieber als die Jungs. Sobald das Wasser im Kessel heiß genug war, schüttete die Mutter den Kesselinhalt in die Badewanne. Dann wurde so lange kaltes Wasser hinzugegeben, bis die erforderliche Badetemperatur erreicht wurde. Nun war es leider nicht so, dass für jedes Kind eine eigene Badewannenfüllung bereitstand. Nein, diese eine musste für alle viere von uns reichen. Zuerst durften die Mädchen baden. Meistens badeten sie zusammen in der Wanne, denn für uns Kinder war sie auch zu zweit noch groß genug. Mein großer Bruder weigerte sich aber vehement, mit mir zusammen in die Wanne zu steigen. Er wollte auf dem Schmierseife beladenen Wannensboden hin und her rutschen und seine Tauchkenntnisse vervollkommen.

Im Grunde genommen war es ein Wunder, dass ich in dem gebrauchten Badewasser noch sauber wurde, aber dafür sorgte schon meine Mutter mit Seife und Lappen. Für die Haare hatten wir bereits ein Shampoo und das brannte furchtbar, wenn es versehentlich in die Augen lief, und das passierte eigentlich jedes Mal. Oft erbarmte sich die Mutter ihres Jüngsten und setzte noch einen Topf Wasser auf den Herd, weil das Badewasser in der Wanne zwischenzeitlich schon auf lauwarm herunter-gekühlt war. Nach der unangenehmen, aber notwendigen Prozedur, durften wir meist noch in die gute Stube, wo unser Vater schon auf uns wartete. Aber wehe wir machten einen Mucks, während gerade die Nachrichten im Fernsehprogramm liefen. Im Vergleich zu HDTV von heute war die Bild- und Tonqualität des alten Schwarz-Weiß-Fernsehers von damals miserabel, aber wir Kinder waren überglücklich, dass sich unser Vater diese immens teure Investition geleistet hatte.

Daniel sucht den Christbaum

Eine Woche vor Weihnachten wurde Daniel von seiner Oma beauftragt, einen Christbaum von Bauer Maier zu besorgen. Daniel war ein aufgeweckter Junge von zehn Jahren und lebte seit dem tödlichen Autounfall der Eltern bei Oma und Opa auf dem Land. Sein ganzes Leben hatte er in der Stadt verbracht, doch nun war er seit einem guten halben Jahr ein Landei geworden. Es war nicht immer leicht für ihn sich an die neue Umgebung zu gewöhnen, doch Weihnachten bei Opa und Oma war schon immer ein traumhaftes Erlebnis gewesen. Daniel machte sich also auf den Weg ins nahe gelegene Dorf, denn das ehemalige Bauernhaus von seinen Großeltern lag gut einen Kilometer außerhalb der Ortschaft. In der Tasche hatte der Junge zwanzig Euro, die für den Christbaum bestimmt waren. Aber Daniel hielt das für eine Verschwendung des guten Geldes, das man doch besser für Süßigkeiten oder Spielzeug anlegen sollte. Wie er so über eine alternative Beschaffungsmöglichkeit nachdachte, erinnerte er sich plötzlich wieder an eine Geschichte, die Opa kürzlich erzählt hatte. Sie handelte von einem Abenteuer aus seiner Jugendzeit, wie er als Bauernbub mit seinem Vater Christbaumstehlen ging. Das sei damals nichts Kriminelles gewesen, sondern ein guter alter Brauch, den jeder im Dorf pflegte.

Kurz vor dem Ortsschild war Daniel überzeugt, dass es an der Zeit wäre, diesen guten alten Brauch wieder zu beleben. Vorsorglich hatte er schon eine Säge in der weiten Innentasche seines Mantels versteckt. Kurzerhand bog er nicht links zum Hof von Bauer Maier ab, sondern rechts Richtung Wald. Diesen Winter herrschte in der Woche vor Weihnachten nicht, wie sonst üblich, eine Wärmeperiode die einen eher an den Frühling erinnerte, sondern es hatte den ganzen Advent durch geschneit und der ständig wehende Ostwind brachte eine sibirische Kälte ins Land. Zum Glück schneite

es an diesem Samstag nicht und der eisige Wind hatte sich auch gelegt, so kam Daniel zügig voran. Der Schnee auf den Wiesen zu beiden Seiten des Feldweges funkelte im Licht der Wintersonne, als hätte jemand Milliarden von winzigen Diamanten ausgestreut. Der Wald empfing den Buben mit mächtigen alten Randfichten, die fast bis zur Unkenntlichkeit mit Schnee bedeckt waren. Daniel folgte dem gut ausgebauten, breiten Waldweg bis zu einer Gabelung. Jetzt musste er sich für den richtigen Pfad entscheiden. Leider konnte er sich nicht mehr genau erinnern, ob die Jungfichten jetzt am Ende des linken, oder des rechten Weges waren. Er entschied, den Zufall wählen zu lassen. Dazu nahm er einen dünnen Ast, der aus dem Schnee am Wegesrand heraus ragte, und warf ihn hinter sich über die Schulter in Richtung Weggabelung. Der Ast landete auf dem linken Weg, also folgte Daniel dieser Richtung. Die Wahl schien nicht schlecht zu sein, denn es ging vorerst bergab. Der Weg führte durch eine kleine Schlucht, und am Hang links und rechts wuchsen junge Fichten. Doch nach näherer Begutachtung waren es allesamt recht unbrauchbare Exemplare für einen Christbaum. Sie hatten entweder zwei Giebel, oder auf der einen Seite lange schöne Äste und auf der anderen Seite waren sie fast kahl. Ein klein wenig enttäuscht setzte Daniel seine Suche fort, und es schien, als würde er für seine Ausdauer belohnt. Nach einer schier unendlich ausgedehnten Buchenplantage tauchte am Horizont eine riesige Weißtannenpflanzung auf. Die Objekte seiner Begierde befanden sich zwar hinter einem Maschendrahtzaun, aber das war sicherlich kein Hindernis für einen, dessen Lieblingsfach Sport war. Doch halt! Oma hatte ihm Geld für eine Fichte gegeben, wie sollte er ihr nun die Tanne erklären? Ach da würde ihm auf dem Heimweg schon eine gute Ausrede einfallen, dachte er und kletterte über den Zaun. Oje, er schaffte es nur zur Hälfte, denn als er ganz oben war, brach der morsche Pfahl und Daniel krachte mit dem Kopf voraus in den weichen Schnee. Daniel wischte sich die weiße Pracht aus seinem Gesicht, und als er den restlichen Körper begutachtet hatte und sah, dass alles noch heil war, und weil hier überall so schöne

zukünftige Christbäume herumstanden, fing er vor Freude an zu pfeifen. Da kam ihm wieder in den Sinn, dass Opa in seinen Geschichten vom Christbaumstehlen immer wieder betont hatte, wie wichtig es sei, dass man absolut geräuschlos vorgeht, und dass man sich auf keinen Fall erwischen lassen darf. Daniel hielt seinen Atem an und lauschte, ob er irgendwelche verdächtigen Geräusche vernehmen könne. Dann stellte er sich auf seine Zehnspitzen wie ein Murmeltier und hielt rundum Ausschau nach potenziellen Christbaum-wächtern. Er hörte nichts, nur die Stille des winterlichen Waldes. Er sah nichts Verdächtiges, nur Bäume rings um ihn. Also machte er sich auf die Suche nach dem ultimativen Christbaum. Nicht zu groß und nicht zu klein, mit einem schönen kräftigen Wipfel und symmetrischen Ästen nach allen Richtungen. Er schaute auf die schneebedeckten Spitzen der jungen Tannen und sah einen besonders brillant in der Nachmittagssonne leuchten. Er hatte ein gutes Gefühl, am Ende seiner Suche angekommen zu sein. Daniel schüttelte den Schnee von dem Bäumchen und er war begeistert, das Tännchen war genau, wie er es sich vorgestellt hatte. Er schaute sich noch einmal genau um, ob auch wirklich keine Menschenseele in der Nähe ist, dann holte er seine Säge aus der Manteltasche und im Nu war das Bäumchen gefällt. Wie er es von Opa gelernt hatte, deckte er den Stumpf mit altem Laub und Schnee zu. Jetzt musste er seine Beute nur noch unentdeckt nach Hause bringen.

Knecht Ruprecht und der Brotkaspar

Noch vor nicht einmal hundert Jahren hatte jedes Dorf in unserer Gegend ein Armenhaus. Dieses Bauwerk verdiente seinen Namen in zweifacher Weise. Zum einen war es das kleinste und schäbigste Haus im ganzen Dorf, und zum anderen wohnten darin die Ärmsten der armen Dorfbewohner. Meist waren es alte landwirtschaftliche Arbeiterinnen und Arbeiter, damals Magd beziehungsweise Knecht genannt, die in diesem Ort gemeldet waren, aber keinen Arbeitgeber, sprich Bauern, mehr fanden und auch sonst keine Angehörigen mehr hatten. Ja, das Landleben war vermutlich nur selten so lustig, wie man es heute aus dem Komödienstadl kennt und für alte Leute schon gleich gar nicht. Meist waren es die größten und reichsten Bauern, die sich so auf Kosten der Allgemeinheit ihrer alten Arbeitnehmer entledigten. Das Armenhaus in unserem Dorf hatte zwei kleine Zimmer im Erdgeschoss und zwei Schlafzimmer in ersten Stock. Der Putz bröckelte innen sowie außen von den feuchten Ziegelwänden. Das Dach war undicht, und wenn es viel regnete, dann tropfte das Wasser von der Kammerdecke. Die Fenster waren so zugig, dass man den Unterschied zwischen offen und geschlossen kaum feststellen konnte. Und wenn die alte morsche Haustür, die schon so oft geflickt wurde, offen stand, was übrigens nicht selten vorkam, roch es nach Schimmel, ungewaschenem Geschirr und menschlichem Schweiß. Direkt am Haus angebaut war das hölzerne Klohäuschen, circa ein Meter auf ein Meter und zwei Meter hoch. Wonach es da roch, wenn dessen Tür mit dem kleinen, ausgesägten Herz offen stand, brauche ich wohl nicht beschreiben. Hinter dem Armenhaus war noch ein kleiner hölzerner Schuppen angehängt. Der war so baufällig, dass nach heutigem Maßstab das Betreten verboten gewesen wäre. Ganz gewiss hätte wohl kein einziger Bauer oder Bauernsohn nicht einmal einen Tag und eine Nacht in diesem Haus verbracht.

Zu jener Zeit wohnte ein alter Knecht namens Kaspar in unserem Armenhaus. Er soll einst aus Tirol gekommen sein, auf der Suche nach Arbeit. Im Laufe seines Lebens hat er so ziemlich jeden Bauern in unserer Gemeinde und auch im Nachbardorf als Arbeitgeber gehabt. Bis ihn dann der reiche Hofbauer eines schönen Tages an Lichtmess nicht mehr weiterbeschäftigen wollte. Kaspar, seinen Nachnamen kenne ich gar nicht, war ein großer und kräftiger Mann mit Schultern so breit wie ein Kleiderschrank. Er war gut einen Kopf größer als ein durchschnittlicher Mann jener Zeit. Er hatte einen schwarzen Vollbart mit einigen grauen Haaren darunter. Seine dicken Augenbrauen waren seltsamerweise schon ganz grau. Auf dem Kopf hatte er nicht mehr viele Haare und die wenigen, die da noch sprossen, waren sehr kurz geschoren. Aber sein Haupthaar bekam man eh nur selten zu sehen, da er stets einen alten schwarzgrauen Filzhut trug. Kaspars Markenzeichen war aber der dunkelgrüne Lodenmantel, der bis zu den Knöcheln reichte und außen wie innen mit großen Taschen besetzt war. Diesen Mantel trug er Sommer wie Winter, sobald er das Haus verließ. Selbst wenn das Thermometer im Juli dreißig Grad und mehr anzeigte, hatte Kaspar diesen Mantel um, und wenn ihn ein Fremder staunend fragte: „Wieso hast du denn bei dieser Hitze einen Mantel an?“, dann antwortete er in seiner etwas rauhen Art: „Des isch zwägs de Säck, du Depp!“ Übersetzt heißt das so viel wie: „Wegen der Manteltaschen.“ Sein genaues Alter kannten außer ihm selbst vermutlich nur noch der Pfarrer und unser Bürgermeister. Kaspar sprach mit seiner dunklen und lauten Stimme einen äußerst seltsamen Dialekt. Es war eine Mischung aus Schwäbisch und Tirolerisch. Die Gemeinde war nun gesetzlich und moralisch verpflichtet sich um solche Mitbürger zu kümmern, das heißt, sie musste für Kost und Logis sorgen. Das Letztere verkörperte das Armenhaus und in puncto Kost beschloss die Gemeinde, dass jeder Bauer ihn reihum für eine Woche mit Essen und Trinken zu versorgen hatte, und wenn er beim Letzten durch war, musste ihn der Erste wieder aufnehmen. Man kann sich vorstellen, dass nicht

jede Bäuerin entzückt war, solch einen Mitesser am Tisch zu haben. Aber Kaspar hatte ein dickes Fell und er war nicht wählerisch, was das Essen anbelangte, jedoch weigerte er sich vehement, klares Brunnenwasser zu trinken. Wasser konnte er nicht einmal äußerlich angewendet leiden, so kam es im Sommer schon mal vor, dass Kaspar ein unfreiwilliges Bad nehmen musste, bevor er am Küchentisch Platz nehmen durfte. Jetzt war es aber nicht so, dass die landwirtschaftlichen Helfer im Rentenalter gar kein Einkommen mehr hatten, denn seit Bismarck mussten auch die Bauern für ihre Bediensteten in die Rentenversicherung einzahlen. Man nannte das damals „Aufpappen“. Ich kann es nicht mit Sicherheit sagen, aber vermutlich gab es Rentenmarken, die dann in das Dienstbuch des Knechtes oder der Magd geklebt wurden, und je mehr Marken eingeklebt, oder wie man damals sagte „aufgepappt“ waren, desto mehr Rente gab es dann später. Leider waren die Bauern in jener Zeit nicht besonders zahlungsfreudig im Hinblick auf ihrer Arbeiter Lohn und Rentenbeiträge. Oft reichte das Geld, das ein Knecht für seine harte Arbeit bekam, kaum für einen Hauch Luxus im Leben und für Rücklagen im Alter blieb selten etwas übrig. So war es auch bei Kaspar. Das bisschen Rente war schon wenige Tage nach der Auszahlung aufgebraucht, und da der alte Knecht zwei kostspielige Hobbys, nämlich Tabak und Alkohol, hatte, musste er sich etwas dazuverdienen.

- ENDE -